

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

3. (2. ordentl.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

3. (2. ordentl.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 11. Mai 1898, abends 7^{1/2} Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geh. Regierungs-Rat E. Friedel.

Herr E. Friedel teilt zunächst folgendes mit:

1. Herr Professor Dr. Paul Magnus übersendet anlässlich der Mitteilung Dr. Bolles über das im Märkischen Museum befindliche „Naturspiel einer abnorm fruchtenden Kiefer“, „Brandenburgia“ VI, 327 flg. einen Sonderabdruck aus der „Gartenflora“ 1898, S. 215 und 217, einen Artikel „Blühen der Agaven an Seitentrieben“ von Dr. Otto Kuntze-San Remo enthaltend, dem wir folgendes wörtlich entnehmen:

„Hier blühen die Agaven bekanntlich schon nach 15—25 Jahren (oder früher?), was sich schon daraus ergibt, dass sie in den neuen Stadtteilen von San Remo an manchen Strassen, die kaum so alt sind, angepflanzt schon geblüht haben. Wenn nun ein solcher riesiger Blütenzweig beschädigt wird, so verstaubt sich der blütentreibende Saft und dringt in die meist zahlreichen ein- bis zweijährigen kleinen Ausläufer, sodass diese nun 1—2 m hohe, sogar fruchtbildende Blütenstängel treiben. Zur Gewissheit ist mir dies geworden, als ich letzthin in Monaco am Westausgang der Chaussee von Condamine einen solchen Riesenzweig in junger Entwicklung abgesägt fand und um die alte Pflanze ein halbes Dutzend oder mehr junge Ausläufer in Blüte sah.

Vielleicht wirft diese Leitung des Blütenbildungssaftes in falsche Bahnen auch ein Licht auf die Entstehung der neuerdings mehrfach besprochenen massig gehäuften Tannenzapfen, von denen ich selbst ein prächtiges Exemplar erwarb. Wenn man sich vorstellt, dass der weibliche Blütenzweig frühzeitig durch Insekten oder Eichhörnchen oder sonstwie in seiner Entwicklung unterbrochen wird, so kann der weibliche Blütenbildungssaft in die Bahn der männlichen Infloreszenzen gelangen und diese abnorm verändern; da nun letztere so massig gehäuft sind, so erkläre ich mir derart solche Massenanhäufung von kleineren Zapfen. Ob diese Erklärung neu ist, weiss ich nicht, da ich mich nie mit Monstrositäten abgab. Vielleicht giebt Prof. Magnus Bescheid“.

„Zu der interessanten Beobachtung des Herrn Dr. Otto Kuntze über das Blühen der Ausläufer der *Agave americana* bemerkt Herr Magnus, dass schon öfter solche Blütenbildung an Ausläufern auch bei unbeschädigtem Mittelschafte beobachtet worden ist. Eine der interessantesten ist die schon 1705 von Sericius in seiner Arbeit: Historische, Physische und Medizinische Beschreibung derer im Hochfürstlichen Gottorpischen prächtigen Garten, das neue Werck genannt, Dreyen sehr rar blühenden Aloën (Schleswig 1705), wo es S. 39 heisst: „Den 14. August habe gleichfalls was sonderliches bey unserer grösseren Aloë bemercket, da viele aus der Erde und Wurzel kommende Zweige die Blüth zeigend, aus der Erden hervorgetragen“. Viele solche Fälle teilt Dott. Jacopo Danielli in seinen Studi sull'Agavè Americana L. (Nuovo Giornale botanico Italiano Vol. XVII No. 2, April 1885) [S. 54 des Separatabdruckes] mit. Besonders interessant ist noch der in Gardeners Chronicle 1884 II p. 53 Figur 15 abgebildete Fall eines solchen basalen Seitenzweiges mit nur zwei Blüten.

Öfter ist beobachtet worden, dass nach Verletzung des zur Blüte schreitenden endständigen Blütenschafte mehrere seitliche Blütenschäfte zur Entwicklung kommen. Ein ausgezeichnete solcher Fall war vor längeren Jahren in Sanssouci bei Potsdam zu sehen, wo nach Verletzung des Endschaftes fünf seitliche Blütenschäfte auftraten. Hierauf möchte auch, wenigstens z. T., die im Bulletin de la Société botanique de France Vol. IX f. 146 mitgeteilte Erfahrung beruhen, dass, als die Franzosen im Kriege gegen die Araber in Algier mehrere hundert Agaven mit ihren Säbeln abgehackt hatten, fast alle diese Agaven im nächsten Jahre grosse schöne Blütenstände getrieben haben“.

„Was die von Herrn Dr. Otto Kuntze aufgeworfene Frage anbetrifft, ob die Massenanhäufung von Coniferenzapfen, die man zuweilen an einzelnen Ästen antrifft, auf eine ähnliche Ursache zurückzuführen sei, so kann ich diese nicht so sicher beantworten. In den mir bekannt gewordenen Fällen habe ich eine Verletzung einer Hauptachse nicht bemerkt. In den ähnlichen Fällen der gehäuften Kätzchen von *Coryles Avellana* und der gehäuften Blütenähren bei *Veronica speciosa* und *Veronica spicata*, die ich kurz erwähnt habe im 42. Jahrgang dieser Zeitschrift (1893), „Verhandlungen zur Beförderung des Gartenbaus“ S. 58 und 59, war das Gipfelährchen stets wohl ausgebildet. Ohne Zweifel tritt solche lokale Bildung zahlreicher Blütenstände auch ohne Verletzung der normal stehenden Inflorescenz auf“.

Herr Kuntze sagt darauf: „Hierzu erlaube ich mir zu bemerken, dass die Anordnung der etwa 60 kleinen Tannenzapfen an meinem Exemplar eine so regelmässige ist, wie sie der Anordnung der Blüten in der männlichen Inflorescenz entspricht“. —

Ich füge noch hinzu, dass Herr Friedhofinspektor Kirsky in Potsdam, der das auf den Ravensbergen gefundene, „Brandenburgia“ VI, 328 abgebildete Exemplar dem Kgl. Gartenbau-Direktor Hampel für das Märkische Museum verehrte, darauf hinweist, wie dergleichen abnorm entwickelte Fruchtstände der Kiefer in Norwegen vielfach beobachtet seien.

2. Herr Architekt M. Conradi überreicht der „Brandenburgia“ zu der am 20. Mai d. J. bevorstehenden Gedächtnisfeier Wilhelm Stolzes, des Altvaters der norddeutschen Kurzschrift, eines selfmade-Mannes im besten Wortsinne, den nachfolgenden Aufsatz:

Wilhelm Stolze.

Erinnerungsblätter zur Hundertjahr-Feier von M. Conradi.

Am 20. Mai 1798 wurde Wilhelm Stolze als der zweite Sohn eines angesehenen Schuhmachermeisters zu Berlin in der Stralauerstrasse geboren und zwar in dem Hause des Brauers Bier, das heute die Nummer 36 trägt. 1809 brachte man ihn auf das Joachimsthalsche Gymnasium, das auch sein älterer Bruder Karl besuchte. Durch die französische Fremdherrschaft, die Handel und Wandel bedrückte, kam auch das blühende Geschäft des Meisters Christian Stolze ins Stocken, seine ursprünglich guten Verhältnisse verschlechterten sich und als er 1812 starb, war zwar der ältere Sohn durch seine Thätigkeit als Lehrer im Stande auf eigenen Füßen zu stehen, aber Wilhelm besuchte noch das Gymnasium und wurde jetzt gezwungen, durch Privat-Unterricht zum Broterwerb mitzuhelfen. 1817 wollte er das Abiturienten-Examen ablegen und Theologie studieren, aber da er keine Mittel hatte, musste er diesen Plan aufgeben und eine Stelle bei der Berlinischen Feuerversicherungsgesellschaft annehmen. Seine freie Zeit benutzte er zur Fortsetzung seiner Lieblingsstudien, Sprachen und Geschichte.

Schon auf der Schule hatte Stolze Interesse für Stenographie gewonnen, er hoffte damals durch ihre Erlernung seine durch den Privat-Unterricht sehr beschränkte Zeit für die Schularbeiten besser ausnutzen zu können. Zwar wurde er schon 1815 durch einen Mitschüler auf die Kurzschrift von Mosengeil aufmerksam, aber erst 1820 bemühte er sich ernster nach Mosengeil zu stenographieren und da ihn dessen Schrift nicht befriedigte, selbst etwas Brauchbares zu finden. Dabei verfolgte er mit grosser Aufmerksamkeit alle neuen Erscheinungen auf diesem Gebiet.

In seiner Stellung bei der Berlinischen Feuerversicherung war Stolze allmählich aufgerückt und hoffte alsbald Leiter des ganzen Instituts zu werden. Da wurde plötzlich ein junger Mann, ein Neffe des Leiters der Anstalt, eingeschoben und mit einer Stelle betraut, der er nicht gewachsen war. Stolze musste den Neuling vollständig in Alles

einführen und unterrichten. Bald wurde es bekannt, dass der junge Mann zum Nachfolger des Leiters ausersehen war. Stolze hatte seit 18 Jahren gewaltige Anstrengungen gemacht zur Hebung des Instituts in dem damals entbrennenden Konkurrenz-Kampf mit andern Versicherungsgesellschaften. Er fühlte sich durch die Zurücksetzung tief gekränkt und nahm seine Entlassung. Jetzt machten sich die Folgen der Überanstrengung geltend, Stolzes Gesundheit hatte erheblich gelitten.

Inzwischen war er in seinen fortgesetzten Studien der Stenographie und der deutschen Sprache zu neuen Ergebnissen gelangt, die ihm die Erreichung seines Zieles in nahe Aussicht stellten. Achtzehn Jahre hatte er sich bemüht einen Weg zu finden, der ausdauernd verfolgt ihn 1838 zu dem erwünschten Ziele führte. 1841 veröffentlichte er sein erstes Lehrbuch der deutschen Stenographie. Bei dem damals geringen Verständnis für Kurzschrift und dem Mangel hinreichender Reklame fand das Lehrbuch wenig Beachtung, die neue Kunst erwies sich als brotlos und so musste Stolze wieder Hauslehrer spielen, um seine Familie zu ernähren. Die Herstellung des ersten Lehrbuches machte grosse Schwierigkeiten, weil in Berlin kein Lithograph zu finden war, der die Zeichen schreiben konnte. Dieses erste Lehrbuch erschien mit Staatsunterstützung. Die Unterrichtserteilung hatte in den ersten Jahren keinen einträglichen Erfolg, daher geriet Stolze 1842—1843 in harte Bedrängnis. Erst 1844 tritt eine glückliche Wendung ein. Zwei seiner Schüler, Kressler und Jaquet, suchten den schon Verschollenen wieder auf und ermutigten ihn durch Rat und That, seine Sache energischer zu vertreten. Durch einen Vortrag in der polytechnischen Gesellschaft, durch Lehrkurse in städtischen Schulen und in der Kriegsschule machte sich Stolze schnell bekannt.

Auf dem Rheinischen Provinzial-Landtag fand seine Kurzschrift durch Jaquet und Strahlendorff zum ersten Mal praktische Verwendung; 1847 trat Stolze selber in die Reihe der Praktiker ein, als das Bedürfnis nach Stenographen durch das Erwachen konstitutionellen Lebens wuchs. Aber hier hatte er wieder schwere Kämpfe gegen die Gabelsbergerschen Stenographen durchzumachen, die sich aus Süddeutschland und Sachsen nach Berlin bei dem Ministerium anfänglich erfolgreich bewarben. Stolze musste auch hier für alle seine Mühen schwer kränkende Verletzungen über sich ergehen lassen, die zum Teil in der gänzlichen Unbekanntheit der Behörden mit dem neuen Gegenstande ihren Grund hatten. Dr. Franz Stolze, der Sohn des Stenographie-Erfinders, hat in Mertens Stenographen-Kalender für 1898 die Vorgänge ausführlich geschildert, die aus Enttäuschungen, Kränkungen, Anfeindungen aller Art und obendrein aus mannigfachem Unglück in der Familie sich entwickelten. Erst 1850 erhielt Stolze das Amt als Vorsteher des Stenographischen Bureaus des Abgeordnetenhauses, 1852 wurde er gegen festes Gehalt mit dreimonat-

licher Kündigung beschäftigt. Er hat diese Stellung bis an sein Lebensende im Januar 1867 bekleidet und ist nie fest angestellt gewesen. In beiden Häusern des Landtages und auch in der Stadtverordneten-Versammlung in Berlin ist Stolzes Redezeichenkunst heimisch geworden. Am Tage nach seinem Hinscheiden gedachte der Präsident von Forckenbeck in der Plenarsitzung mit ehrenden Worten der Verdienste Stolzes um die „für das Haus unentbehrliche Wissenschaft“. —

Hunderte von Bänden stenographischer Berichte, die seit 50 Jahren in den Bibliotheken der Parlamente angesammelt sind und auf die man als zuverlässige Urkunden so oft zurückgreift, legen Zeugnis ab von der umfangreichen Verwertung der Stolzeschen Erfindung im Dienste des Vaterlandes.

Ein neues grosses Arbeitsfeld eröffnete sich der Stolzeschen Stenographie in den Parlamenten des Norddeutschen Bundes und des deutschen Reiches.

Bei zahlreichen provinziellen und kommunalen Körperschaften sowie bei privaten Gesellschaften fand sie zur wortgetreuen Aufzeichnung von Verhandlungen eine ausgedehnte Anwendung.

Immer mehr bürgert sich das Stolzesche System als Diktat-Stenographie ein zur Beschleunigung des Schreibgeschäfts grosser Handels- und Verkehrs-Institute, Bankhäuser, Baugeschäfte u. s. w.

An der Berliner Universität hat das System durch Errichtung eines Lektorats wissenschaftliche Pflege gefunden.

Der Vorsitzende E. Friedel bemerkt hierzu noch, dass er mit Wilhelm Stolzes Sohn, Dr. phil. Franz Stolze, zusammen das Friedrich-Werdersche-Gymnasium besucht, dass der alte Stolze, wie er gebückt und halb erblindet von seinem Sohn manches Jahr geführt wurde, eine typische Berliner Strassen-Erscheinung war und dass die Stadt Berlin den Antrag gestellt habe, nach Wilhelm Stolze im Osten des Weichbildes eine Strasse zu benennen. Dr. Franz Stolze, als Lektor der Stenographie an hiesiger Universität, setzt das Lebenswerk seines Vaters fort.

3. Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. M. Delbrück übermittelt die soeben erschienene 2. Auflage seiner Schrift „Das Institut für Gährungsgewerbe und Stärkefabrikation in Berlin“ (32 S. g. 8^o). Zur Weihe des an der Seestrasse ausserhalb des Berliner Weichbildes im Forstschutzbezirk Tegel belegenen Instituts, vollzogen vom Kaiser Wilhelm II. am 23. März 1898, erschien die erste Auflage des Schriftchens. Nach einer allgemeinen Einleitung und einer Geschichte des Instituts und der grossen Verbände (Verein der Spiritus-Fabrikanten in Deutschland; V. Versuchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin; V. der Stärke-Interessenten in Deutschland; V. der Korn-

brennereibesitzer und der Presshefefabrikanten Deutschlands; Verband deutscher Essigfabrikanten), werden die einzelnen Abteilungen beschrieben. Sie gruppieren sich wie folgt: a) Die technisch-wissenschaftliche Abteilung, welche hauptsächlich der Bakteriologie gewidmet ist. b) Die Abteilung für technische Verwertung des Spiritus. Zu technischen Zwecken werden zur Zeit 90 Millionen Liter jährlich verwendet, während der Verbrauch an Petroleum jährlich 1000 Millionen Liter umfasst. c) Abteilung für Rohstoffe. Hierzu sind 26 Kartoffel-, 16 Gerste- und 6 Hopfenversuchsfelder angelegt. d) Das analytische Laboratorium, welches 1897 im Ganzen 2545 Untersuchungen vornahm. e) Die botanisch-bakteriologische Abteilung, Abteilung für Reinkultur mit 400 Nummern in Kultur gehaltener Mikroorganismen. f) Die bau- und maschinentechnische Abteilung. Kontroluntersuchungen für Dampfkessel und Dampfmaschinen, elektrische Anlagen, Kältemaschinen u. dgl. g) Die Unterrichtskurse des Instituts, für Brauerei, für Brennerei und Stärkefabrikation, für Kornbrennerei und Presshefefabrikation, für Essigfabrikation. 55 000 Mark Honorare wurden für 1897 vereinnahmt. h) Die Betriebsrevisionen. 1897 im Ganzen 205. i) Die wirtschaftliche Abteilung. Einzelne der Verbände benötigen eine politische Vertretung, dazu will diese Abteilung die nötigen volks- und staatswirtschaftlichen Unterlagen schaffen. k) Die Bibliothek, welche u. a. eine vollzählige Patentlitteratur umfasst. l) Die Veröffentlichungen, ausser wichtigen Sonderschriften einzelner Mitarbeiter, 3 Zeitschriften: Zeitschrift für Spiritusindustrie und Stärkeindustrie, Wochenschrift für Brauerei und Deutsche Essig-Industrie. m) Die Glasbläserei. Ursprünglich ward eine Glasbläserei im Institut selbst betrieben, es waren thätig ein Glasbläsermeister, 2 Gesellen und Lehrlinge und ein Schlosser. Beschränkte Raumverhältnisse führten zur Einrichtung der Hausindustrie. Die Meister wurden selbständig gemacht; das Institut beschränkt sich nunmehr darauf, nach eigenen Modellen und Normalien sämtliche für die Gährungsgewerbe notwendigen Präzisions-Instrumente verschiedener Art herstellen und diese durch einen Beamten prüfen zu lassen. Auch wird die Einrichtung von Betriebs-Laboratorien übernommen.

Eine besondere Abteilung bilden die praktischen Versuchsanstalten, vier an der Zahl: a) Die Versuchs- und Lehrbrauerei mit Mälzerei, welche jährlich 4000 Zentner Gerste, 1800 Zentner Kaufmalz verarbeitet und 9500 Hektoliter Bier erzeugt. Es werden im regelmässigen Geschäftsbetrieb hergestellt: Bundesbräu, ein malzreiches, braunes Bier und Hochschulbräu, ein hopfenaromatisches, leichtes Bier, alles wohlbekömmliche, solide Getränke, die sich im Preise etwas höher als die meist üblichen Konkurrenzbiere stellen und wohl nur deshalb noch nicht so verbreitet sind, als sie es verdienen dürften. b) Die

Versuchsbrennerei und Hefezuchtanstalt enthält Kartoffel- und Kornbrennerei sowie Presshefefabrikation. c) Die Versuchsanstalt für Stärkeindustrie: Anlage zur Verarbeitung von Kartoffeln und Körnerfrüchten. d) Die Versuchsanstalt für Essigfabrikation: Etwa 300 Hektoliter Ertrag im Jahr.

An Personal sind vorhanden: Der genannte Vorsteher, 7 Professoren und 25 sonstige wissenschaftliche Beamte, ein Braumeister, 2 Rendanten, ein Sekretär und 6 Unterbeamte.

Hoffentlich ist es der „Brandenburgia“ recht bald vergönnt, von diesem grossartigen, vom Standpunkt der Heimatkunde das vollste Interesse beanspruchenden ebenso wissenschaftlichen wie gemeinnützigen Institut durch Besichtigung an Ort und Stelle Kenntniss zu nehmen.

4. Herr E. Friedel macht folgende Mitteilung über den neuen Städtischen Verbrennungsofen:

An der Diestelmeyer-Strasse nahe der neuen Auferstehungskirche befindet sich seit einigen Jahren die Städtische Leichensammelstelle, woselbst die in den Krankenhäusern gestorbenen und als vermögenslos abseiten der Stadtgemeinde Berlin auf deren Kosten zu bestattenden Personen gesammelt, an die Anatomie für medizinische Studienzwecke abgeliefert oder unmittelbar nach dem Gemeindefriedhof von Berlin in Friedrichsfelde, welcher unmittelbar an den Vorort Lichtenberg angrenzt, zur Beerdigung befördert werden.

Im Zusammenhang mit dieser Leichensammelstelle ist der Städtische Verbrennungsofen erbaut. Es ist durchaus nicht meine Absicht, mich heute hier über das Pro und das Contra der Feuerbestattung auszusprechen. Ich will nur das neue Institut und die Gründe, welche zur Einrichtung desselben geführt haben, in aller Kürze schildern.

Für alle Grossstädte Europas stellt es sich mehr und mehr als eine wahre Kalamität heraus, dass Gelände zur Anlegung neuer Friedhöfe garnicht mehr oder nur mit grossen Opfern und in weiten Entfernungen zu beschaffen ist. Die Umgebungen der Grossstädte verwandeln sich allmählig an den günstigeren Stellen in Villen - Vororte, an anderen Stellen in Mietskasernen - Vororte oder in Fabriken und andere gewerbliche Etablissements. Keine Vor-Ortschaft will mehr von der Anlegung neuer Begräbnisstätten der benachbarten Grossstadt etwas wissen, neue Friedhöfe entwerten den Grund und Boden der Nachbarschaft auf weite Strecken; selbst die endlosen Leichenzüge, welche, aus der Grossstadt kommend, den Vorort passieren, werden aus gleichem Grunde höchst ungerne gesehen. Wie die Verhältnisse liegen, darf man diese Abneigung gegen Friedhöfe und Leichenzüge den Vorortlern garnicht einmal verdenken und wir wundern uns deshalb garnicht, wenn die Amtsvorstände und Ortsgemeinden im teltowischen

Kreise unterstützt vom Landratamt, ja selbst von der Regierung der Anlage neuer berlinischer Gottesäcker im Teltower Kreise nahe Berlin entgegenarbeiten. Etwas weniger schlimm liegt die Sache in dem zweiten, die Reichshauptstadt umfassenden, ländlichen Kreise, in Nieder-Barnim. Selbst hier aber wächst die Schwierigkeit der Anlegung neuer Kirchhöfe mit jedem Jahr.

Auch die reichshauptstädtische Gemeindeverwaltung kann deshalb nicht ohne begründete Besorgnis auf den Zeitpunkt hinblicken, an welchem sie genötigt sein würde, einen neuen grossen Gemeindefriedhof anzulegen.

Diese faktischen und praktischen Verhältnisse drängen in jeder Grossstadt, besonders auch in Berlin dazu, die Leichenverbrennung soviel als möglich einzuführen. Denn erfolgt dieselbe auch nur fakultativ, so ist die Friedhofsnot sofort beseitigt.

Aber in Preussen ist, im Gegensatz zu Württemberg, Baden, Sachsen - Coburg - Gotha, Hamburg etc. die Feuerbestattung noch nicht gestattet. Unter solchen Umständen blieb der Städtischen Verwaltung Berlins nichts Anderes übrig, als mindestens die Einäscherung der seziierten Leichen, deren Bestattung der Gemeinde kostenpflichtig obliegt, zu fordern.

Unser verehrtes Ehrenmitglied, der Ober-Präsident der Provinz Brandenburg und von Berlin, Herr Dr. von Achenbach, hat dann auch in einsichtsvollster Weise gestattet, dass Einzelteile von lebenden oder verstorbenen Menschen (amputierte Stücke u. dgl.) sowie Nichtindividual-Leichen eingeäschert werden dürfen. Ein Körper hat dann seine Individualität d. h. die Möglichkeit seiner genaueren Identifizierung verloren, wenn ihm wesentliche Teile, vor Allem der Kopf, fehlen. Hiernach wird man sich in der Praxis den Begriff der Nichtindividualität klar machen und konstruieren müssen. Äusserlich wird eine Verwechslung dadurch völlig ausgeschlossen, dass die Individual-Leichen wie bisher in Särgen, dagegen alle übrigen zur Einäscherung bestimmten menschlichen Reste in besonders gefertigten flachen Kisten liegen, deren Inhalt bis höchstens zwei Zentner wiegt und gewöhnlich von verschiedenen Individuen entnommen ist.

Der Verbrennungsofen erscheint baulich als eine Verlängerung der bereits erwähnten Leichensammelstelle an der Diestelmeyer-Strasse. Die Maschinerie ist von einem unserer bewährtesten deutschen Techniker, Civil-Ingenieur Richard Schneider in Dresden eingerichtet, das Haus dazu von dem Stadtbauinspektor Wollenhaupt erbaut. Die äussere Gestaltung, welche nach Vorschrift der Aufsichtsbehörde ganz schlicht gehalten werden musste, wird ersichtlich aus einer Ihnen vorliegenden Abbildung in der „Flamme“, dem Organ des hiesigen Vereins für Feuerbestattung, dessen Vorsitzenden Herrn Stadtverordneten Matterede wir

heute unter uns begrüßen, desgleichen aus der ausgelegten Bauzeichnung. Auch die innere Konstruktion können Sie aus den vorliegenden Aufrissen und Querschnitten entnehmen.

Die im Leichenkeller gesammelten Brandkisten werden hydraulisch in das obere Stockwerk gehoben und auf einen eisernen Wagen gesetzt, auf dem zwei hölzerne Leisten stehen. Dann wird die Kiste in den bereits angeheizten Ofen, der es bis ca. 1000° C bringt, geschoben, wobei die erwähnten 2 Leisten mit in den Ofen kommen. Sie verbrennen zwar mit, sind aber derartig mit Wasser getränkt, dass sie erst dann zerfallen, wenn die Kiste mit den Leichenteilen bereits nahezu verzehrt ist. Dadurch wird verhindert, dass die Leichenkiste schief fällt und befördert, dass die Flamme auch den Boden der Kiste bestreicht.

Eine Verbrennung dauert eine Stunde, die folgende weniger, sodass es zuletzt gelingt, eine Kiste in rund 30 Minuten einzuäschern. Das Verbrennen geschieht mit gesiebttem Kokes von oberschlesischen Steinkohlen aus den städtischen Gaswerken. Die Stücke sind faustgross. Infolge des guten Brennstoffs und der vorzüglichen Zugkraft des Ofens entwickelt sich kein Dampf im Schornstein, die Rauchverzehrung ist vielmehr eine vollständige. Dass dabei absolute Geruchlosigkeit herrscht, ist selbstverständlich. Man kann die Nase dicht an die Gucklöcher bringen, durch welche man in den feurigen Ofen blickt, und man wird auch nicht den allergeringsten Geruch wahrnehmen.

Ich lege Ihnen zur Würdigung vor die Knochenkohle und Aschenreste, welche bei den ersten zwei Einäscherungen in dem neuen Städtischen Verbrennungsofen gesammelt sind. Sie ähneln sehr den aus den vorgeschichtlichen Brandgräbern der Völkerwanderungszeit bekannten Leichenbrandresten, welche in Urnen, mitunter auch ohne solche (wahrscheinlich in vergangenen Beuteln) verwahrt gewesen sind, und von welchen ich Ihnen Proben aus einer germanischen Aschenurne vorlege. Gegenwärtig, wo noch stärkere Glut angewendet wird, sind die Leichenbrandrückstände entsprechend geringer, etwa so, wie in der Zeit der ostgermanischen Brandgräber, ca. 500 v. Chr., wo man auf die intensivere Verbrennung im Allgemeinen grössere Sorgfalt als in der Völkerwanderungszeit zu verwenden pflegte.

Durch Nachlässigkeit kommen mitunter unter den Leichenresten fremde Sachen in die Brandkiste und werden alsdann der Glut ebenfalls ausgesetzt; so sehen Sie hier weissliche und bräunliche Glasgefässreste, welche auf diese Weise den Ofen passiert haben.

Die Verbrennungsrückstände, meist Knochenteilchen, werden ausgesondert und in der Erde vergraben. Diese Rückstände haben durchaus nichts Abstossendes und sind nur selten noch als solche, welche von Menschen herrühren, zu erkennen.

Durch das Einäschern der Nichtindividual-Leichen hofft das Kuratorium für das Städtische Bestattungswesen vorläufig jährlich gegen 1000 Grabstellen auf dem Gemeindefriedhof zu ersparen.

5. Über den Bauplan des neuen Märkischen Provinzial-Museums

berichteten die Herren Geheimrat Friedel und Museums-Kustos Buchholz wie folgt:

a) Herr Friedel: An Stelle der Mitteilungen unseres leider durch Unpässlichkeit behinderten Mitgliedes Baurat Ludwig Hoffmanns wollen Sie gefälligst mit den Angaben vorlieb nehmen, welche ich Ihnen über die äusseren, und Herr Kustos Buchholz über die inneren Verhältnisse des neuen Dienstgebäudes für das Märkische Provinzial-Museum der Stadt Berlin machen werden.

Die seit 1874 entstandenen Sammlungen des Märkischen Museums, welche recht geflissentlich der Heimatkunde dienen und aus einer naturgeschichtlichen Abteilung A und einer kulturgeschichtlichen Abteilung B bestehen, sind anfänglich in Nebenräumen im III. Stockwerk des Rathauses, dann in dem ehemals v. Podewilsschen Palais, Kloster-Str. 68, jetzt der Städtischen Sparkasse gehörig, und hierauf in dem Köllnischen Rathaus Breite-Str. 20a, überall in beengten und gänzlich unzureichenden Räumlichkeiten untergebracht worden.

Die Städtischen Behörden in Einsicht dieser Übelstände erliessen vor mehreren Jahren ein Wettbewerbsausschreiben an die Baukünstler Deutschlands, welches die Einreichung vieler Projekte zur Folge hatte, von denen einige für gut befunden und prämiirt wurden. Das von dem inzwischen verstorbenen hiesigen Städtischen Architekten Möller entworfene Projekt, welches den ersten Preis erzielt hatte, zeigte sich von vornherein sowohl wegen seiner Einteilung, wie seines Preises (2 Millionen Mark) wegen wenig zur Ausführung geeignet.

Dieser Entwurf mit den übrigen preisgekrönten Projekten hat im Rathaus öffentlich ausgehangen und ist auch den Mitgliedern unserer „Brandenburgia“ am 8. März 1893 gezeigt worden. Ein Hauptmangel an der Möllerschen wie mancher andern der ausgestellten *épreuves d'artiste* war der, dass der Künstler, ohne auf die Verschiedenartigkeit der Sammlungen genau einzugehen, aus denen sich ein der Heimatkunde dienendes Provinzialmuseum zusammensetzt, lediglich ein grosses kastenartiges Gebäude mit so und so viel Fächern im Innern ausführen und es der Museumsverwaltung überlassen wollte, sich mit ihrem Raumbedürfnis nunmehr den einzelnen baulichen Abschnitten, die sich in mechanischer Gleichförmigkeit wiederholten, anzupassen.

Das ist die Art, wie man die grossen Staats-Museums-Bauten für Natur- und Kunst-Geschichte behandelt hat. Ein grosser Kastenbau mit

Central-Lichthof in der Mitte, breite Treppen, die zu den Korridoren um den Lichthof führen, nach denen die Thüren der Ausstellungsräume münden. Eine solche mechanische Abfindung mit der Raumverteilung mag in einem Landes-Museum am Platze sein, welches die Schätze der Botanik, Zoologie, Mineralogie, Palaeontologie etc. der ganzen Welt repräsentieren will; es hat auch allenfalls für diejenigen grossen Kunst- oder Altertums-Museen einigen Wert, welche z. B. die Kupferstiche aller Meister, die Münzen aller Völker und die Bildwerke und die Gemälde aller Schulen in typischen Vertretern aufnehmen sollen.

Ganz verfehlt ist dagegen eine kastenförmige Anordnung für ein Provinzial-Museum; das hierfür geeignete Gebäude muss vielmehr selbst gewissermassen ein Stück Heimatsgeschichte darstellen und in seinen Räumen deren durch die natürlichen und kulturlichen Verhältnisse der Landschaft bedingte Ausgestaltung auch äusserlich erkennen lassen. Alle Versuche, das mit dem ersten Preise gekrönte Projekt Möllers umzugestalten, sind gänzlich gescheitert. Dem wackeren Mann hatte eben etwas ganz anderes, als was wir brauchen, vorgeschwebt. Äusserlich gleicht sein Entwurf einem Konzerthaus oder Theater mit einer dekorativen Häufung zweckloser Ornamentmuster, innerlich wird ungeheuer viel Platz von einem prächtigen Ritter- oder Festsaal absorbiert, der in ein Museum von vielen schlichten Altertümern und nur verhältnismässig wenigen prunkhaften Schaustücken, wie sie das Märkische Museum enthält, ganz und gar nicht hineinpasst und wegen der vielfachen Auflösung der Wände in Pfeiler und Säulen keine irgendwie zulänglichen Flächen zum Aufstellen grösserer Gegenstände bietet.

So blieb die Sache liegen, bis glücklicher Weise unser neuer Städtischer Baurat, der geniale Erbauer des Reichsgerichtspalastes zu Leipzig, Ludwig Hoffmann, die Sache in die Hand nahm, sich wohl bewusst, dass dies sein erster grosser Monumentalbau in Berlin und gleichzeitig wegen seiner Eigenartigkeit der einzige Bau sein dürfte, den er für dergleichen Zwecke im Städtischen Dienste hierselbst ausführen werde.

Ludwig Hoffmann hat sich zunächst in die Sammlungsgegenstände und deren Bedeutung als ein Museum der Heimatkunde vertieft und dann genaue Studien der Bauweise unserer Altvorderen in Nord-Deutschland, insbesondere in der Mark gemacht.

Das eigentümliche Baugelände, welches sich vom Köllnischen Park zwischen der Strasse Am Köllnischen Park und der Wallstrasse nach dem davorliegenden Märkischen Platz, der Waisen-Brücke und dem hier ansehnlich breiten oberen Spree-Strome zuspitzt, ist durch das Hoffmannsche Projekt auf das günstigste ausgenutzt. Einen wirksamen Hintergrund nach der Basis des Baudreiecks zu bietet der Köllnische Park, der hier gerade ein zu der kurfürstlichen Stadtbefestigung Berlins

gehöriges Stück Wall zeigt, auf dem sich ältere ansehnliche Baumgruppen wirksam erheben. Auch der nahe dahinter belegene Wusterhausener Bär von 1712, ein Bauwerk, welches auf dem Wehre des benachbarten, jetzt verschütteten Grünen Grabens, zur Vertheidigung des Übergangs über das Grabenwehr stand, erinnert an die geschichtlichen Beziehungen der Gegend und eine der Bestimmungen des Märkischen Museums, die heimatlichen Altertümer zu sammeln, auch zu deren Betrachtung und Studium anzuregen.

Nach dem Hoffmannschen Entwürfe stellt sich der Museumsbau als die Zusammenfassung mehrerer Gebäulichkeiten verschiedener Zeiten und Stile dar, von Anklängen des romanischen Stils, vom Übergangsstil und der Gotik bis zur Renaissance. Hiernach wird das Museums-Gebäude erfreulicher Weise selbst gewissermassen ein Ausstellungsobjekt sein und fesselnd und belehrend wirken. Zwei ähnliche, ebenfalls in ihren Sammlungen sehr gemischt zusammengesetzte Musealbauten, existieren in Deutschland: das Germanische Museum zu Nürnberg und das neue seiner Vollendung entgegensehende Bayerische National-Museum an der Prinzregentenstrasse zu München. In Nürnberg ergab sich der glückliche Umstand, dass man hier alte interessante klösterliche Bauten des Mittelalters benutzen konnte, an welche alsdann im Lauf der Jahrzehnte bis in die neueste Zeit immer mehr Anbauten, verschiedenartig stilisirt, mit Geschmack und Glück, zweckentsprechend angefügt worden sind. Das Münchener Museum wird ebenfalls aus verschiedenen Gebäuden in gemischten Stilen zusammengefügt.

Etwas ähnliches hätte die Stadtverwaltung Berlins sich leisten können, wenn es rechtzeitig gelungen wäre, die Verlegung des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster durchzusetzen und dessen altertümliche Bestandteile unter Hinzunahme der ziemlich entbehrlich gewordenen Klosterkirche als Krystallisations-Punkte für ein Märkisches Museum zu gewinnen. Allein, als der Magistrat vor Jahren geneigt war, dieser Idee näher zu treten, stiess dieser bei der Schul- und Kirchenbehörde auf Widerspruch und als vor einigen Monaten die Benutzung dieser Gebäude für einen Museumsbau seitens des Herrn Konservators der Preussischen Kunst-Denkmäler Persius angeregt wurde, da war es, abgesehen von dem noch immer zu überwindenden Widerspruch der Gymnasiarchen zu spät und der Bau des Ihnen jetzt im Projekt vorgelegten Baues bereits endgültig beschlossen.

b) Herr Kustos Buchholz erläutert im Anschluss an diese allgemeinen Ausführungen die geplante innere Einrichtung des Märkischen Museums unter Vorlage der Grundrisszeichnungen. Der Besucher wird den äusserlich romanisch gehaltenen Teil des Baues an der der Waisenbrücke gegenüberliegenden Front zuerst betreten und durch eine gewölbte Vorhalle den Zugang zu den eigentlichen Museumsräumen gewinnen.

Zunächst tritt man durch einen kleinen, auch durch den Ausblick auf den Hof an einen Kreuzgang erinnernden Raum in eine grosse durch beide Stockwerke gehende Ausstellungshalle, in der vorzugsweise Erinnerungsstücke von grosser Höhe, auch Spezialausstellungen Platz finden werden. Innerhalb dieser Halle führt eine Treppe in die aus 5 Sälen bestehende prähistorische Abteilung hinab und eine andere Treppe wieder hinauf in 8 für die naturgeschichtlichen Disciplinen vorgesehene Säle. An die letzteren schliessen sich 2 Säle für Kunstwerke mit historischer Beziehung und zuletzt die auch schon von der Vorhalle aus erreichbaren Verwaltungsräume. Eine Treppe führt dann hinauf in die Räume für die Hauptabteilungen des Museums, die historischen und die kulturgeschichtlichen Sammlungen, denen sich die Spezial-Sammlungen (Numismatik, Heraldik u. s. w.) anschliessen. Über den Verwaltungsräumen ist der Vortragssaal vorgesehen, der ja insbesondere auch der „Brandenburgia“ eine feste Heimstätte geben dürfte.

6. Herr E. Friedel legte mehrere bei der Pflugschafts-Exkursion des Märkischen Museums am 1. Mai 1898 durch Herrn H. Maurer aufgenommene Photographien mit folgenden Bemerkungen vor:

a) Das Herrenhaus von Kemnitz, ein seit Jahrhunderten im Besitz der Familie von Brietzke befindlicher Edelsitz am Grossen Plessower See unweit Werder, Kreis Zauche-Belzig. Das mit hohem Giebel geschmückte Schloss stellt sich schlicht und einfach im Stile des 17. Jahrhunderts dar. Daran schliesst sich ein Garten, übergehend in einen Park, in dem wir grossblättrigen Epheu, das grosse Immergrün (*Vinca major* L.), Kaiserkronen (*Fritillaria imperialis* L.), Gedenkemein (*Omphalodes verna* Moench) und den purpurnen Kreuzblütler (*Lunaria biennis* Moench) verwildert fanden. Für die Volkstümlichkeit der Familie von Brietzke sprechen allerhand über sie umgehende Sagen. Als ich i. J. 1883, der gastlichen Einladung zu einer Ausgrabung folgend, in Kemnitz war, traf ich eine ganz verstört aussehende Patzmacherin aus Berlin, welche sich hoch und teuer verschwor, nie wieder nach dem Schloss zu kommen, denn sie habe das Hausgespenst, den alten Brietzke, der den Kopf unter dem Arm trägt, in der Nacht gehört und gesehen. Dieser Ahne fährt auch mitunter im Donnergepolter durch die Dorfstrasse, mitunter soll er aussehen „as een groten Hunt un ganz raue zottige Beene hebban“. Auch ein unheimlicher Schwan ist in Kemnitz früher durch den Nachtwächter, vom See nach dem Kirchhof watschelnd, gesehen; das hat allemal einen Todesfall bedeutet. Einmal ist der Schwan dann vom Kirchhof nach dem Edelhof gegangen. „Un dett hett ook keene acht Dage duurt, dâ is der Edellmann doot west“. (Kuhn, Märk. Sagen und Märchen. Berlin 1843, S. 67—69.)

Der Kirchhof, welcher sich um das alte schlichte, ursprünglich feldsteinerne kleine Gotteshaus herum erstreckt, liegt hoch in einer

vormals sumpfigen Stelle und scheint mit seinen vielfach von uns beobachteten wendischen Gefässresten auf einen eingebneten kleinen Burgwall hinzudeuten.

b) Das feste Haus Zolchow, am rechten Ufer des nördlichen Seezipfels, wohin wir uns von dem Fischer übersetzen liessen. Von der Ruine steht noch ein Turm; das Mauerwerk ist zum Teil von dem grossen mittelalterlichen Format. Bergau, Inventar der Bau- und Kunst-Denkmäler in der Provinz Brandenburg, Berlin 1885, S. 809 schreibt: „Zolchow (1290 Zolgowo, 1301 Czolchow), Vorwerk von Plessow, an der nördlichen Spitze des grossen Plessower Sees in der Nähe von Potsdam gelegen, wird urkundlich schon 1290 genannt, war 1378 im Besitz des Domkapitels zu Brandenburg, von welchem es 1528 in den Besitz der Familie v. Rochow überging. Herrenhaus, aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammend. Ein Flügel. Erdgeschoss aus Feldsteinen, Obergeschosse aus Ziegeln. Viereckige Fenster mit Einfassungen von Sandstein. War früher befestigt; bis 1805 auf drei Seiten mit hohen Wällen und Gräben umgeben; auf der vierten Seite ist der See.“

Kuhn a. a. O. S. 70 sagt, es gelte als das feste Stammschloss der Rochows und habe von Plessow dahin ein unterirdischer Gang geführt. Andere erzählen, es hätten in Zolchow Räuber gehaust. Man habe die Burg angegriffen, aber nicht einnehmen können. Bei dieser Gelegenheit soll die Burg namentlich vom See aus angegriffen sein, und man zeigt noch fünf runde Löcher am Nordgiebel, die von hineingeschossenen Kugeln herrühren sollen.

In einem Aufsatz „Das feste Haus Zolchow“, Märk. Forschungen V, Berlin 1857, S. 91—99, hat sich Louis Schneider bemüht, das wenige Geschichtliche zusammenzutragen. Kanonenkugeln sind allerdings beim Schloss ausgegraben, der Giebel mit den übrigens wohl fälschlich so bezeichneten Kugellöchern ist inzwischen verschwunden; das Feuer hat hier wiederholt gewütet und die Wirtschaftsgebäude zerstört, die letzten derartigen Bauten sind erst im April 1898 eingäsichert worden.

c) Glücklicher Weise ist das alte malerische Fischerhaus verschont geblieben, welches auch ein paar Jahrhunderte, ein fast quadratischer Bau mit hohem Dach, aufzuweisen hat. Wir haben diesen alten Fachwerkbau ebenfalls aufgenommen.

Beim Schloss scheint es sich auch um eine alte wendische Burgwallstelle zu handeln, welche im Mittelalter mit Feld- und Backstein-Baulichkeiten befestigt gewesen sein wird, die dem jetzigen Renaissancebau, mit rundlichem Thürbogen an der Westseite (dgl. photographiert) Platz machten. Mancherlei gut gearbeitete Simse und Einfassungstücke aus Sandstein liegen herum.

Schneider beweist, dass 1528 Wälle und Gräben des festen Hauses Zolchow bereits vorhanden waren. Seit Schneider dort war, hat der Verfall des als Heumagazin, Kartoffelkeller und dgl. dienenden Gebäudes leider unaufhaltsam zugenommen. Zu Schneiders Zeit zeigten die Eingangsthüren zu den Keller- oder Erdgeschoss-Räumen im Innern Malereien. Auf einer Thür befand sich deutlich die Figur eines Kellermeisters oder Küfers, auf der anderen die eines rauchenden Dieners (17. Jahrh.). Aus einer mündlichen Mitteilung des früheren Besitzers von Zolchow, Major Dietrich v. Rochow zu Plessow, an den städtischen Archivar Fidicin zu Berlin geht hervor, dass der Grossvater des Majors in den festen Kellerräumen des Hauses ein vergraben gewesenes grosses Weinfass aufgefunden habe, dessen Dauben bereits gänzlich verwest gewesen, während der Wein in seiner eigenen Kruste gleichsam wie in einer steinernen Mulde ruhte.

Schliesslich sei erwähnt, dass ich am 1. d. M. in Kemnitz für das Märkische Museum ein der Kirche gehöriges interessantes silbernes Gefäss, viereckig, 16,5 cm hoch, 450 Gramm schwer, mit Schraubendeckel erwarb, welches Spuren von Vergoldung aufweist und auf der Vorderseite das Rochowsche Wappen, drei nach aussen gewendete Pferdeköpfe-Paare, die Anfangsbuchstaben H. H. V. R. H. und die Jahreszahl 1669 enthält. Es sind dafür 50 Mk. gezahlt, wovon 30 Mk. auf den Silberwert entfallen. Benutzt wurde dies vom Geistlichen zur Krankenkommunion ausserhalb der Kirche, und befand sich der Abendmahlswein, die letzte Wegzehrung, das Viaticum, darin.

7. Herr Kustos Buchholz: Der bekannte Neidkopf am Hause Heilige Geiststrasse 38, dessen Photographie ich hier vorlege, ist neuerdings in einem vom Rechtsanwalt Dr. v. Freydorf in Mannheim verfassten Artikel in „Ueber Land und Meer“ (S. 387) nach einer bisher nicht in Betracht gezogenen Richtung zu deuten versucht worden. Nach Analogie eines von ihm in Villingen im Breisgau an der Seitenwand eines Erkers gefundenen ähnlichen, aber gotischen Kopfes, der als Symbol für das Recht des Hauses auf unbeschränkte Aussicht nach der entsprechenden Seite hin gilt, glaubt Herr v. Freydorf, dass auch der Berliner Neidkopf, den er nur in der Abbildung gesehen zu haben scheint, lediglich als Wahrzeichen für ein gleiches Servitut anzusehen sei; es könnte aus viel älterer Zeit herrühren, aber bei einem Neubau im Anfang des 18. Jahrhunderts in barocker Form erneuert worden sein. Zunächst hat Herr v. Freydorf für seine Deutung nur das eine Beispiel von Villingen gefunden, doch kann er auch dieses eine noch nicht ausreichend aus der Rechtsgeschichte begründen, namentlich fehlt in dem Artikel die weitere grundbuchliche Feststellung der obigen Hausrechts-Angabe, die die Besitzerin — eine Bäckersfrau — gemacht habe. Wichtiger erscheint die in dem Artikel versuchte Herleitung des Wortes

„Neidkopf“ aus der in der älteren deutschen Rechtssprache vorkommenden Bezeichnung „Neidbau“ für eine, die Aussicht beschränkende Mauer. Es bleibt indess noch fraglich und unsre rechtsgelehrten Mitglieder nehmen vielleicht hieraus zu einer Untersuchung darüber Anlass, ob in der Mark jemals die Markierung eines solchen Servituts durch einen in der bezüglichen Richtung blickenden Kopf vorgeschrieben oder auch nur gebräuchlich war. Jedenfalls passt die Deutung nicht auf die Örtlichkeit in der Heiligen Geiststrasse, soweit die Berliner Lokalgeschichte Material für die Beurteilung liefert und da wir nichts zuverlässigeres haben, müssen wir schon noch daran festhalten, was Cosmar in seinen 1851 gedruckten „Sagen aus Berlins Vorzeit“, gestützt auf glaubwürdige Erzählungen alter Leute, überliefert und was sonst Louis Schneider in seinem Vortrag von 1865 darüber berichtet. Für diejenigen Anwesenden, denen die Sage und der weitere Hergang nicht bekannt sein sollte, referiere ich kurz: Der „Neidkopf“ war vordem von keinem Berliner Chronisten erwähnt worden. Im Jahre 1841 beseitigte ihn die Besitzerin des Hauses, Witwe Arents, weil sie Anstoss an der hässlichen Fratze nahm. Auf Odebrechts Veranlassung wünschte der Märkische Geschichts-Verein, den Kopf zu erwerben; das Geschäft scheiterte aber an der Preisforderung von 10 Friedrichsd'or. Frau Arents liess inzwischen das Wahrzeichen an einem Hintergebäude einmauern, das in den 50er Jahren abgerissen wurde, wobei der wohl wenig beachtete Kopf in den Besitz des Antiquars Mai kam. Dort sah ihn Louis Schneider im Jahre 1857. Die inzwischen von Cosmar publicierte Sage in Verbindung mit diesem Kopf erschien ihm interessant genug, um dem König darüber Vortrag zu halten und ihn zu dem Befehl zu bestimmen, dass der Kopf für den geforderten Preis von 6 Friedrichsd'or angekauft und seitens des Polizeipräsidiiums die Wiedereinmauerung an der ursprünglichen Stelle bewirkt werde. Der neue Besitzer des Hauses, Goldrahmen-Fabrikant Schultze, gestattete nicht allein die Wiedereinmauerung, sondern auch eine grundbuchliche Eintragung, dass der Neidkopf ohne Zustimmung des Fiskus weder von seiner jetzigen Stelle entfernt, noch überhaupt verändert werden darf. Louis Schneider hat dann in der ersten Sitzung des von ihm 1865 gegründeten Geschichtsvereins die Neidkopffrage zum Gegenstand eines Vortrages gemacht. Dabei war nicht allein der Cosmarschen Sage, sondern auch einer von Bertram berichteten Version gedacht, die beide in den Vereinsschriften abgedruckt sind.

Nach Cosmar habe König Friedrich Wilhelm I. auf seinen Gängen durch die Strassen Berlins den wenig bemittelten Goldschmidt Lieberkühn Heilige Geiststrasse 38 noch nach Feierabend bei der Arbeit gefunden; da ihm das gefiel, so trat er näher und liess sich über Einzelheiten der Arbeit berichten. Dann besuchte er den Goldschmied öfter

und gab ihm grössere Aufträge, unter anderen auch die Anfertigung eines goldenen Service. Bei einem seiner Besuche bemerkte er zufällig, dass aus einem schräg gegenüberliegenden Hause 2 Weiber nach Lieberkühn hinaussahen und unter höhnischen Fratzen die Zunge ausstreckten. Lieberkühn beklagte sich nun darüber, dass das häufig geschehe. Das seien Frau und Tochter des reichen Goldschmieds Weyler, der ihn, den armen Anfänger, um den Fortgang seines Geschäfts beneide. Der König ordnete darauf an, dass eine solche Fratze mit Schlangenhaar an dem Hause angebracht würde, damit die beiden Weiber immer ihr Ebenbild zu sehen bekämen.

Nach der Bertramschen, im Gubitzschen Volkskalender erschienenen Version hat zwar auch Friedrich Wilhelm I. die Anbringung der Fratze veranlasst, aber die Vorgeschichte fällt in die Zeit seines Vaters zurück. Bei der Feierlichkeit der Grundsteinlegung zur Parochialkirche, am 15. August 1695, habe sich ein junger Mann dem Kurfürsten genähert und knieend ein Papier überreicht. Auf Befragen berichtete der junge Mann, er sei der Goldschmieds-Geselle Beyrich und habe infolge eines Traums in seinen Feierstunden eine kleine silberne Königskrone angefertigt, die mit in den Grundstein gelegt werden solle. Der Kurfürst, dem der Zwischenfall bedeutsam vorkam, nahm die Krone und legte sie zu dem übrigen Grundstein-Inhalt in das bereit gehaltene kupferne Kästchen mit den Worten: „Es sei Gottes Wille und ein Geheimnis vor der Welt“. Der Goldschmieds-Geselle erfreute sich dann des besonderen Schutzes des Königs; namentlich bestimmte dieser den gegen den Gesellen aufgebrachten Meister, dass er ihm seine Tochter zur Frau gebe. Als Friedrich Wilhelm I. zur Regierung gekommen war und bei seinen Wanderungen durch die Strassen Berlins auf Beyrichs Werkstätte aufmerksam wurde, erinnerte er sich des Vorgangs von 1695 und nahm Interesse an Beyrichs gewerblicher Thätigkeit. Von hier an stimmt die Bertramsche Version mit der Cosmarschen überein bis auf die Verschiedenheit der Namen des Goldschmieds.

Man hat nun aus den Hausakten ermittelt, dass Lieberkühn von 1711—1746 Besitzer des Hauses war. Weiter ist festgestellt, dass das ursprüngliche, schlechte Haus 1719 abgebrochen und neu aufgebaut wurde. Dagegen ist festgestellt, dass unter den gegenüberliegenden Häusern keins im Besitz eines Goldschmieds war. Dass der König Bestellungen bei Lieberkühn gemacht hatte, ist aus den Königlichen Hausakten erwiesen. Wenn die Sage in ihren Einzelheiten sich auch nicht voll mit der Orts-Geschichte deckt, so liegt doch kein Grund vor, ihr eine thatsächliche Unterlage abzusprechen.

Von dem sogenannten „Zieten-Haus“, Kochstrasse 62, das dem Abbruch verfallen ist, lege ich hier 2 Photographien vor.

Das Haus ist 1734 vom Geheimen Rat Weinreich erbaut. Auf welche Weise Zieten in den Besitz kam, ist nicht bestimmt festgestellt. Thatsache ist, dass er nach dem siebenjährigen Kriege bis zu seinem Tode (1786) darin wohnte. Der grosse König hatte das Haus mehrmals betreten; so 1765 gelegentlich der Taufe des Zietenschen Kindes (Zieten hatte im 65. Jahr geheiratet), dann 1770 in Gemeinschaft mit dem Herzog von Braunschweig. Im Jahre 1886, 100 Jahre nach dem Tode des Generals, brachte der Verein der Zieten-Husaren an dem Hause eine Gedenktafel an, die auf der Photographie sichtbar ist.

Die am 22. Juli 1893 infolge eines Wolkenbruchs eingetretene Strassen-Überschwemmung ist durch zwei vorgelegte, in der Gegend der Invaliden- und Garten-Strasse aufgenommene, Moment-Photographien fixiert worden. Die Strassen sind in der ganzen Breite mit Wasser bedeckt; man erkennt die Tiefe des Wassers an den darin passierenden Wagen und Pferden, welche letzteren zum Teil bis an den Bauch im Wasser stehen.

8. Herr Bauinspektor Pinkenburg spricht über das vom Magistrat herauszugebende Werk: „Die Brücken Berlins“ mit besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung. Wenn das Werk fertig vorliegen wird, hoffen wir ein Referat aus berufener Feder bringen zu können.

4. (2. ausserord.) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 22. Mai 1898.

Wanderfahrt nach Oderberg in der Mark.

Mit dem fahrplanmässigen Sonderzuge um 7.10 früh fuhren etwa 70 Personen vom Stettiner Bahnhof ab. In Nieder-Finow wurde das bereitliegende Schiff bestiegen. Es war ein grosser Oderkahn, der mit Bohlen belegt und an den Seiten mit grünen Zweigen geschmückt war. Er wurde von einem Dampfer geschleppt. Oderberger Herren, unter ihnen Herr Bürgermeister Sieg und Herr Lehrer a. D. Lange, unser verehrtes Mitglied, nahmen uns an der Anlagestelle in Empfang. Bald glitten wir den Finowkanal hinab. Links begrenzt der Rand der Uckermark mit den bewaldeten Kuppen den Horizont und rechts schweift der Blick über die grünen Wiesen des Oderbruches mit ihren Weidenbüschen bis zur Neuenhagener Insel, an deren Fuss das schlotreiche Bralitz sich ausbreitet. Über der ganzen Landschaft lagerte ein grauer trüber Himmel. Bei der Ankunft auf Oderberger Gebiet begrüßte Herr Bürgermeister Sieg die „Brandenburgia“ und wünschte derselben einen